

Jazzpodium, Dezember 2011/Januar 2012
1 / 3

Die fünfte Jahreszeit Enjoy Jazz 2011



Es mutet an wie ein Anachronismus, aber Enjoy Jazz, das Festival für Jazz und Anderes, setzt auch im 13. Jahr seinen Wachstumskurs unbeirrt fort: Mit über 100 Events in acht Wochen hat diese Großveranstaltung inzwischen den Charakter einer eigenen Jahreszeit angenommen. Die Festivalfarben sind allgegenwärtig in diesen Wochen. Selbst die Geschäfte der Region haben ihre Schaufenster in Grün und Schwarz dekoriert oder großformatige Reproduktionen der Festival-Ikonen der vergangenen Jahre ausgestellt. Offenbar hat in dieser europäischen Metropolregion niemand bemerkt, dass Jazz eigentlich nur ein Randgruppen-Phänomen ist. Vielmehr ist man stolz auf dieses im doppelten Wortsinn eigene Festival und geht zu den Konzerten mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der man zu seinem Lieblingsitaliener geht und sich ein Tagesgericht empfehlen lässt. Diese Gelassenheit des „Es hat noch immer geschmeckt“ ist für Festivalleiter Rainer Kern wie ein Freifahrtschein zur kreativen und nicht selten riskanten Programmierung. Er hat ihn auch in diesem Jahr in der gewohnten Qualität genutzt.

Das Konzept Anspruch statt Anbietung zahlt sich aus: Zum einen in einer sehr hohen Sponsorentreue, zum anderen in nationaler und längst auch internationaler Anerkennung und Förderung. Als einziges deutsches Festival wurde Enjoy Jazz in das EU-Förderprogramm „Kultur 2007 bis 2013“ aufgenommen, weil es zu den allerbesten Festivals in Europa zähle. Wer wollte dem widersprechen.

Ein kleiner Schwerpunkt, falls man davon bei einem derartigen programmatischen Gesamtkunstwerk überhaupt sprechen kann, lag diesmal auf dem britischen Jazz, der vielen schon als „next big thing“ gilt, sozusagen als das neue Norwegen. Diesen Eindruck allerdings konnte das Festival nicht in Gänze bestätigen. Vieles, und beispielhaft sei hier das durchaus spannende Trio

„Troyka“ genannt, wirkt vor allem deshalb neu, weil es immer schwerer wird, die aktuellen Entwicklungen des Jazz in aller Tiefe und Breite zeitnah mitzubekommen. So sind wir, nicht zuletzt aufgrund der Veröffentlichungspolitik der Plattenfirmen, längst von vielen wichtigen, um nicht zu sagen: von den entscheidenden neuen Impulsen und Strömungen aus Amerika abgekoppelt. Maßgebliche Aufnahmen erscheinen hier einfach nicht mehr – mangels Erfolgsaussichten. Europa-Tickets werden fast nur noch an die immer gleichen großen Namen vergeben. Und um auf YouTube fündig zu werden, muss man erst mal wissen, wonach man sucht. Still und heimlich ist so eine ganze Generation von Jazzformationen, die hierzulande bereits eingeführt waren, vom deutschen Markt verschwunden:

Jazzpodium, Dezember 2011/Januar 2012 2 / 3

Medeski, Martin & Wood, Charlie Hunter, Will Bernhard – wobei letztere hier nur genannt seien, weil sie mit jenen Ingredienzen, mit denen zum Beispiel das, ich wiederhole mich, sehr gute Trio „Trojka“ arbeitet, schon vor über zehn Jahren experimentiert haben.

Umso verdienstvoller ist es, dass Rainer Kern bis in den kreativen Dschungel des Free Jazz hinein immer wieder den Mut hat, nach heutigen Maßstäben eigentlich unverkäufliche, aber eben hoch interessante Acts wie Henry Threadgill zu präsentieren, selbstverständlich eingearbeitet von Publikums-Magneten wie Saxophone Colossus Sonny Rollins, der sein einziges Deutschlandkonzert 2011 in Ludwigshafen spielt und den man drei Mal hätte ausverkaufen können (alle leider erst nach Redaktionsschluss zu hören), Erik Truffaz, Rebekka Bakken, Bad Plus, Steve Coleman, dem Pat Metheny Trio mit Bill Stewart und Larry Grenadier oder der Weltpremiere des Trios New Language, bestehend aus Jean-Paul Bourelly, Joseph Bowie und Jamaaladeen Tacuma.

Den traditionell stark vertretenen Kammerjazz repräsentierten, wie so häufig, vor allem ECM-Künstler wie das Marcin Wasilewski Trio, Collin Vallon, Matthias Eick und Nik Bärtsch's Ronin. Für die besonderen Momente waren Michel Godard mit seinem „Monteverdi“-Projekt sowie eine Ballettpremiere, begleitet von einem 10-köpfigen Jazz-Ensemble um den Landesjazzpreisträger Rainer Böhm, zuständig, außerdem zwei Projekte im Rahmen eines Gastauftritts des norwegischen Punkt-Festivals: ein Duo-Abend mit Led-Zeppelin-Bassist John Paul Jones und die von Jens Thomas begleitete Lesung aus dem Roman „Psycho“ durch den Schauspieler Matthias Brandt. Beide Konzerte wurden noch am selben Abend als Live-Remix ein zweites Mal aufgeführt.

Das aufgeschlossene, aber eher jazzferne Publikum wurde mit Acts wie Jose

Gonzalez' Band Junip, Jane Birkin, Chilly Gonzales oder Aloe Blacc neugierig gemacht. Für den regionalen Bezug sorgten unter anderem Erwin Ditzner, einer der kreativsten deutschen Schlagzeuger, sowie Trompeter Thomas Siffling, die beide gleich mit mehreren Projekten am Start waren.

Grundsätzlich gilt: Vielfalt und Offenheit bleibt das Prinzip dieses Festivals, Qualität sein Pate. Die einzige Spielart des Jazz, der konsequent die Türen verschlossen bleiben, ist der radiokompatible Fusion- oder Rock-Jazz, zumindest sofern er nicht stark elektroniklastig daherkommt.

Der Auftritt von Nils-Petter Molvær war dafür ein gutes Beispiel. Er dürfte als einer der radikalsten in die Festival-Geschichte eingehen. Rund 30, offenbar eher am schöngestigen Melodienfluss des Trompeters orientierte Besucher verließen die voll besetzte Feuerwache in Mannheim in den ersten 20 Minuten verwirrt bis bestürzt. Weil Molvær bis dahin bereits alles in Schutt und Asche gelegt hatte, was ihm bislang heilig war. Doch was er dann in diese Kraterlandschaft hinein errichtet hat, war eine kleine audiovisuelle Sensation und hatte mit der durchaus gelungenen, aber eher am

Progressive Rock orientierten aktuellen Studioplatte „Baboon Moon“ lediglich einige Themen gemein. In den anderthalb Stunden Übergangsloser Musik, die von einer kongenialen Videoinstallation begleitet wurde, spielten die für Molvær so typischen weich gezeichneten Melodiebögen allenfalls während zehn Minuten eine Rolle. Der Rest waren brillant verzahnte Soundscapes von faszinierender Frische, die er mit

Schlagzeuger Erland Dahlen und Gitarrist Stian Westerhus vielschichtig erschuf. Von einigen Pink-Floyd- und Syd-Barrett-Zitaten der 60er und mittleren 70er Jahre abgesehen, die einen von zwei kurzen Ruhepolen des Konzerts bildeten, war dies völlig kategoriefreie Musik. Ein Abenteuer, dem zu folgen eine hohe Bereitschaft verlangte. Die Einwürfe Molvaers, die man schwerlich als klassische Solos bezeichnen kann, tönnten permanent in den hohen Registern, zerrissen die Klanglandschaft trotz Dämpfer immer wieder so schneidend, dass es bisweilen schmerzte. Aber dieser Schmerz musste sein. Der Auftritt war eine Sternstunde. Erstmals seit „Khmer“, also seit rund 15 Jahren, ist Molvær wieder an der Spitze einer Bewegung, seiner Bewegung, angelangt. Davor kann man nur den Hut ziehen. Das Potenzial seines neuen Trios jedenfalls gehört live definitiv zum Spannendsten, was man dieser Tage zu hören bekommt. Die hier entwickelte klangliche Ästhetik ist geeignet, den Jazz ebenso zu erweitern wie die Rockmusik. Chapeau!

Jazzpodium, Dezember 2011/Januar 2012

3 / 3

Wayne Shorter war mit seinem herausragend besetzten Quartett (Brian Blade, John Patitucci, Danilo Perez) bereits zum dritten Mal bei Enjoy Jazz zu Gast. Es war sein mit Abstand bester Auftritt. Ein Auftritt, der in seiner eigentümlichen Leichtigkeit alle überraschte, die das Quartett in den letzten Jahren gehört hatten. Selten hat man diese immer großartige Band mit so viel musikalischem Humor zu Werke gehen sehen, ohne darüber an Tiefsinn und Ernsthaftigkeit zu verlieren. Dabei war es zumeist Shorter selbst, der in unglaublicher Konzentriertheit und rhythmisch bis an die Grenze der Zumutbarkeit vertrackte hochmelodiöse kleine Statements versandte, die von den Mitmusikern zum Teil offen schmunzelnd endgültig in große Interaktions-Künste überführt wurden. Keine noch so kleine Idee Shorters, keine noch so zufällige oder verschachtelte Phrase, die nicht aufgegriffen worden wäre. Jeder Wechsel vom Tenor- zum Sopransaxophon war für die Band ein Zeichen, geschlossen und mit geradezu gespenstischer Konsequenz den musikalischen Kontext komplett zu wechseln – wohlgemerkt: übergangslos und auf allerhöchstem Niveau. Perez mutierte am Flügel vom pointillistischen Minimalisten zum eloquenten Romantiker, Patitucci variierte seinen Ton und die Anzahl der gespielten Töne derart virtuos, dass sein Spiel beeindruckend räumlich und mehrdimensional wurde. Und Brian Blade, dieses völlig singuläre Ereignis am Schlagzeug, erweckte einmal mehr den Eindruck, als würde er zeitgleich zwei Drumsets bedienen, ein inneres, das an seiner aufgeregten Mimik und Körperhaltung abzulesen ist und das wie durch einen Filter gejagt, außen ganz anders, nämlich unendlich reduzierter ankommt. Manchmal, so scheint es, schaltet er beide Schlagzeuge, sein virtuelles und sein reales, zusammen, was sich in unfassbaren, geradezu rauschhaften Ausbrüchen von unerklärlicher Präzision und Ökonomie äußert. Das Publikum hielt es mehrfach nicht auf den Sitzen. Es erhob sich gegen Ende derart oft, dass man meinen konnte, einer katholischen Messe beizuwohnen. In dieser Form repräsentiert Wayne Shorter mit seinem Quartett sehr viel von dem, was Jazz in Sachen Originalität, Interaktion und Spontaneität überhaupt nur darzustellen imstande ist. An diesem Abend jedenfalls war kein besseres Konzert denkbar.

Die Heidelberger Providenzkirche war Schauplatz eines weiteren in höchstem Maße gelungenen Konzertes. Was das Trio Dino Saluzzi/Anja Lechner/Felix Saluzzi bot, war nicht weniger als eine ebenso erhellende wie begeisterte kammermusikalische Vorlesung in Sachen Entwicklungsmöglichkeiten des Tangos. (Und tatsächlich dozierte ein bestens aufgelegter Dino Saluzzi insgesamt mehrere Minuten über die Unterschiede seiner Musik zur Tanzmusik, über Rolle und Einfluss der „Negros“ und über die Anden als Kulturraum, wobei er auf seinem Bandoneon zur Veranschaulichung einige kleine Melodien anspielte. Ein spätes und darüber leicht sentimental wirkendes Zeugnis der Oral History. – Manchmal verlässt die Weisheit eben die Ebene der reinen Musik.) Die Musik dieses Trios ist ein seltsames Amalgam, das eigentlich gar nicht funktionieren kann: Ein Bandoneonspieler, der die immer wieder schubartig aufbrechende Leidenschaft des Tango zu einer fast autistischen, ästhetisch extrem reduzierten Spielart von geradezu kammermusikalischer Ernsthaftigkeit und Strenge verdichtet hat. Manchmal überkommt einen die Sehnsucht, einfach nur diesem einen Instrument lauschen zu wollen, das mit einer so noch nicht gehörten Tiefe gespielt ist. So filigran, dass man beim Zuhören Angst hat, etwas zu überhören, weil man das als unverzeihlichen Verlust empfindet. Jeder Ton ein Schauern. Jeder Nachhall ein sakrales Ereignis. Dazu ein hörbar am Tango Nuevo geschulter Saxophonist und Klarinetist, ein kluger, mit dem Jazz vertrauter Modernist, der tatsächlich noch den konservativsten Part innerhalb dieses Trios darstellt. Schließlich eine namhafte klassische Cellistin, mit einem tragenden Ton von äußerster Bestimmtheit und Souveränität, dessen Wärme irgendwie nach innen gerichtet zu sein scheint und dadurch weit mehr Räume öffnet als ausfüllt oder gar verschließt. Eine Cellistin, die es zu jeder Zeit schafft, den Generalfehler klassisch ausgebildeter Musiker in solchen Crossover-Projekten zu vermeiden: die Imitation. Und genau das lässt das eigentliche Kunstwerk entstehen: Niemand der drei bietet sich irgendjemandem an. Jeder bringt exakt sein musikkulturelles Verständnis ein und verrückt es, nicht ohne erkennbares und vor allem befruchtendes Beharrungsvermögen, nur insoweit, wie es die musikalische Kommunikation zwingend erfordert. Dennoch prallen hier keine Welten aufeinander, sie durchschreiten und durchweben sich respektvoll, bleiben in den besten Momenten eigentümlich aneinander hängen und lassen sich wieder los. Ein Meisterstück neuer Folklore, handwerklich von atemberaubender Brillanz, inspiriert und absolut visionär in der Klangsprache. Ein Abend voller Magie. Standing Ovations.

Es war einmal mehr ein grandioser Festivaljahrgang, den Rainer Kern 2011 kredenzt hat. Allerdings einer mit einem kleinen Schönheitsfehler. Parallel zum Festival waren Brad Mehldau und Joshua Redman im Duo unterwegs. Beide sozusagen Langzeit-Artists-in-Residence des Festivals. Rainer Kern war es, der dieses Duo, das aufgrund der Vorgeschichte der beiden Musiker keine Selbstverständlichkeit war, einst gestiftet hatte. Da das Publikum der Region beide inzwischen als alte Freunde betrachtet, die man zumindest ein Mal im Jahr gerne sieht, ist die Entscheidung des Managements nicht nachvollziehbar, ihnen diesen Auftritt zu verwehren. Ein ärgerlicher Fehler. Offenbar kennt hier ein Promoter sein Publikum nicht. Jedenfalls ist es Kern nicht gelungen, das Duo zu buchen. Er erträgt diese kleine Niederlage mit professioneller Verschwiegenheit. Eine Niederlage, die aber auch etwas Beruhigendes hat, weil man daran erkennt: Enjoy Jazz ist auch nur ein Mensch.

Text: Volker Doberstein
Fotos von Thomas Siffing und Wayne Shorter: Manfred Rinderspacher